

Friedrich Fedde:

Ueber die Ursache des Rückganges der systematischen Botanik und der pflanzengeographischen Forschungen in Deutschland.

V.

Es erscheint mir nach zwei Jahren zweckmäßig, wieder einmal einiges über das obige Thema zu berichten, zumal sich die Zuschriften bei mir immer mehr häufen. Immerhin ist es erstaunlich, daß alle die Kundgebungen, die im Sinne meiner Förderungsbestrebungen sich auch in anderen Zeitschriften sehr stark äußern, so wenig Erfolg haben. Ich habe sogar den Eindruck, daß auch in den neuen Lehrplänen, die demnächst herausgegeben werden sollen, und von denen ich einen Entwurf in Händen gehabt habe, kein Fortschritt zu erkennen ist, weder in bezug auf die Naturwissenschaften im allgemeinen, als auch auf die systematische und pflanzengeographische Erkenntnis im besonderen. Allerdings scheint die nebенächliche Behandlung der Naturwissenschaften als sogenanntes „Neufach“ aufhören zu sollen, was ja schon ein recht bedeutender Fortschritt wäre.

Indem ich auf den Schluß meines letzten Aufsatzes (Ber. Fr. Vg. XII in Fedde, Rep. Beih. LXXXI, 1935, p. 153–155) hinweise, wo über einen Beitrag des Münchener Botanikers Karl Suessen-guth berichtet wird, mache ich auf einen zweiten Aufsatz dieses Herrn in der „Pädagogischen Warte“, Heft 20, vom 15. Oktober 1935, aufmerksam, der sich betitelt: „Erziehung zum Natursinn“. Verfasser weist darauf hin, daß zwar der Sinn für die Schönheit der Landschaft und für den Reiz des weiten Raumes in der Natur sich bedeutend gehoben habe, so daß man sagen kann: „daß hier ein wesentlicher Gewinn an Lebenswertem zu unseren Gunsten vorliegt, insofern uns die Natur in diesem Sinne viel mehr bedeutet als den Früheren“; um so merkwürdiger berührt es, „daß in unserer Zeit das Verständnis für die Pflanzen- und Tierwelt der deutschen Heimat wesentlich zurückgegangen ist“. Jedenfalls habe das Interesse für die Dinge der belebten und unbelebten Natur im engeren Raume bedenklich nachgelassen. Hierfür gäbe es sehr verschiedene Gründe; zunächst habe der Großstädter von heute leider sehr wenig Gelegenheit, überhaupt Naturgegenstände kennenzulernen. Groß sei die Unkenntnis der

Städter Pflanzen und Tieren gegenüber, wie die Feststellungen in Volksschulen, höheren Schulen und Hochschulen, hier sogar bei den Studierenden der Naturwissenschaften, gezeigt hätten. Früher seien die Bedingungen für die Naturbeobachtung eben viel günstiger gewesen, nicht nur für die Bewohner der damals kleineren Städte, sondern auch für die des Landes, denn es gab damals viel mehr Wälder mit Unterholz, mit reicher Tier- und Pflanzenwelt; „jetzt bildet der auf Holzverkauf gezogene Forst die Regel“. Daß er wirtschaftlich wertvoller ist, wird zwar niemand bestreiten, dafür bietet er aber viel weniger Pflanzen und Tieren Lebensmöglichkeiten, ebenso wie die jetzt weitgehend entwässerten Moore und die regulierten Flüsse und Bäche. Hierbei möchte ich persönlich bemerken, daß eine übermäßige Regulierung von Flußläufen keineswegs für die Umgebung von Vorteil ist; leider kann ich hierauf nicht näher eingehen, da es nicht im mein eigentliches Thema fällt.¹⁾ S. weist darauf hin, daß das große Dachauer Moor im Norden Münchens aus einem Eldorado der Fauna und Flora durch Entwässerung eine Art Kulturuwüste geworden sei. Leider kann man solche Beispiele für ganz

¹⁾ Ich verweise hier auf einen lehrreichen Aufsatz des Architekten Alwin Seifert, Dozenten für Gartengestaltung an der Technischen Hochschule in München: „Versteppung Deutschlands“, den man auch nachlesen kann in der sehr empfehlenswerten Zeitschrift: „Die Auslese“, XI (121), 1937, Heft 1, p. 57–62. In ihm wird darauf aufmerksam gemacht, daß durch Bachbegradigung und Dammbauten zwar im Einzugsgebiet eines Flusses Hochwasserschutz getrieben wird, daß aber dafür um so größer die Verheerungen durch Hochwasser im Unterlauf würden; auch würden dadurch die Grundwasservorräte zu wenig aufgefüllt, der düngende Schllick werde in das Meer geführt, statt in Eichenholz der Wälder sich umzusetzen, und große Gebiete würden durch Austrocknen landwirtschaftlich minderwertig. So sei in Nieder-Österreich infolge der Eindämmung der Donau der Holzzuwachs der Wiener Auen um die Hälfte zurückgegangen und so hätten in Jugoslawien ganze Dörfer aufgegeben werden müssen, weil sie infolge immer schlimmerer Hochwasser nicht mehr bewohnt werden konnten. Durch die Einengung des Flußbettes werde die Flußsohle immer tiefer gelegt und der Grundwasserstand sinke. Äußere Zeichen der beginnenden Verheerungen seien das Absterben einst ergiebiger Uferwälder und die Krüppelkiefern, die allein noch gedeihen, wo einst mächtig Eichen standen. Durch das Wegschlagen der Ufergehölze, mit dem eine jede solche „Kulturbauarbeit“ beginne, werde der feinere Wasserhaushalt eines Tales gestört und der Bodenertrag um vielmehr geschränkt, als vorher die Beschattung gewiß hätte. Mit dem Verschwinden der „Feuchtigkeit“ des Talbodens kämen neue mit großer Regelmäßigkeit wehende Talwinde auf, die das Entstehen von Tau verhinderten und die Bodenkohlensäure wegführten. Der durch das Ufergehölz bewirkte Ausgleich in bezug auf die Wasserversorgung verschwände, denn vorher wären durch den Baumwuchs in Zeiten des Wasseralzuges erhebliche Mengen Wasser aufgespeichert worden, die nachher durch die Blattmassen als Dampf in die Luft abgegeben würden wären; dadurch verschwände auch die Taubildung, die in Zeiten der Dürre die Pflanzen monatelang am Leben erhalten könnten. Beweis für das unaufhaltbare Vorrücken der Versteppung von Osten nach Südosten her sei das Absterben atlantischer und die Einwanderung pontischer Pflanzen und Tiere. Eine noch unmeßbare Änderung des Luftklimas aber bewirke bereits messbare Verschiebungen im Bodenklima und damit im Wasserhaushalt des Untergrundes.

Deutschland aufführen. S. weist ferner darauf hin, daß das landwirtschaftlich benutzte Feld eine „Reinkultur²) wäre, während früher die schönsten Unkräuter darin wuchsen, die heute restlos ausgemerzt werden: ein Fortschritt im wirtschaftlichen Sinne, aber eine Zerstörung der ursprünglichen Natur, die zur Folge hat, daß sich der Natursinn der Bewohner einfach nicht entwickeln kann. Und dieser Natursinn sei für den, der ihn besitzt, ein hohes Glück, zumal er gerade eine Eigentümlichkeit der Deutschen gegenüber den romanischen Völkern und auch den Engländern sei; allerdings sei als Gegenmittel die Naturschutzbewegung aufgetreten. Der Aufsatz schildert dann die Wichtigkeit der Naturschutzgebiete für die eigene Beobachtung und für eine Hebung der Freude an der Natur und das Verständnis für sie.

Ferner sei hier noch ein Notschrei von Dr. Schütt in Bremen wiedergegeben. Es handelt sich um die Verarmung der Flora Ost-Frieslands und der ostfriesischen Inseln.

„Er schreibt: „Wie in vielen Teilen unseres Vaterlandes hat auch im Deutschen Nordwesten besonders die Entwässerung der Moore und die Urbarmachung großer Heidegebiete und Ödländerien einen nachhaltigen Einfluß auf die Zusammensetzung unserer heimatlichen Pflanzenwelt ausgeübt. Eine Reihe von Pflanzen, die in der Literatur noch als „Bürger der nordwestdeutschen Flora“ aufgeführt werden, können bereits als verschwunden gelten, andere sind derart bedroht, daß mit dem baldigen Verschwinden der einen oder anderen Art gerechnet werden muß. Zu den ersteren zähle ich besonders *Carex pauciflora* und *C. chordorrhiza*, *Cyperus flavescens* und *C. fuscus*, *Saxifraga Hirculus*

²⁾ Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß mein Großvater, der Vorschul Lehrer Karl Mittelhaus in Breslau, der in Naturwissenschaften außerordentlich beschlagen war, und dem ich viel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Sinn für die Natur verdanke, dies schon im Jahre 1885 voraussah. Auf einem Spaziergange, den ich mit ihm durch Getreidefelder in der Nähe von Breslau unternahm, und bei dem ich in kurzer Zeit einen ganzen Arm voll Kornblumen (*Centaurea Cyanus*) und Kornraden (*Agrostemma Githago*) zusammengebracht hatte, ohne dabei übrigens das Getreide zertreten zu müssen, meinte er, daß, wenn ich Kinder hätte, sie wohl nicht mehr in dieser Weise solche Blumen sammeln würden, weil man bis dahin wohl so weit sein würde, solche Unkräuter aus dem Acker durch sorgfältigere Behandlung des Saatgutes zu entfernen, was eigentlich recht bedauerlich wäre. Er machte mich auch darauf aufmerksam, daß der in seiner Jugend noch recht häufige Feldrittersporn (*Delphinium consolida*) hier schon längst ausgerottet wäre. — Fünf Jahre später machte ich eine ähnliche Erfahrung bei einem botanischen Ausfluge im Norden von Breslau nach dem Kapsdorfer Goy, den ich mit dem botanischen Mentor meiner Jugendjahre, dem Klavierinstitutsbesitzer Hermann Bodmann in Breslau, unternahm. Das genannte Gehölz war eine kostliche Fundgrube für allerhand sonst in der Gegend nicht vorkommenden Vorgebirgspflanzen. Als wir hinkamen, war von dem Wäldchen fast nichts mehr zu sehen, da es ziemlich restlos abgeholt war, und von den Pflanzen fanden sich nur noch wenige dürtige Überreste, die natürlich heute vollkommen verschwunden sind.

(noch in der Buchenauschen Flora der nordwestdeutschen Tiefebene vom Jahre 1894 mit nicht weniger als sieben Standorten aufgeführt!) und *Hypericum elodes*, das der Unterzeichneter noch vor wenigen Jahren im Oldenburgischen fand. Zu den letzteren, also zu den bedrohten, gehören *Scheuchzeria*, das der Verfasser noch kurz vor dem Kriege in nächster Nähe Bremens antraf, *Eriophorum gracile*, *Juncus alpinus* und *J. obtusiflorus*, *Malaxis*, *Potentilla procumbens*, *Gnaphalium luteo-album*, *Batrachium hederaceum*, *Isnardia*, *Thesium ebracteatum* u. a. Eine weit größere Zahl von Arten, die noch um die Jahrhundertwende verbreitet waren, wie zahlreiche Seggenarten, *Scirpus fluitans*, *Catabrosa*, *Achyrophorus*, selbst *Scorzonera humilis* und *Arnica* sind in großen Teilen des Gebiets selten geworden. Die meisten unserer Moore sind tot. „Heidestädtchen“, wie beispielsweise Baßum und Sulingen liegen jetzt in einer Kultursteppe, ein Rest der Heide hat sich noch hier und da an den Rändern der Ackerwege und Fuhrenkämpe erhalten. In diesen Tagen ging dem Schreiber dieses der Bericht eines Fachgenossen aus Osterbinde bei Baßum, des Lehrers H. Iburg, zu, der die Entwicklung der Vegetation dort in den letzten 40 Jahren, also seit Beckmanns Zeiten (*Florula Bassumensis*), ständig beobachtet hat und meine obige Darstellung vollauf bestätigt. — Was wir für diese bodenständigen Pflanzen eingetauscht haben, braucht nicht erwähnt zu werden. Wie bekannt, sind es allorts dieselben, vielfach natürlich Einwanderer aus dem Osten. Natürlich ist es dem Unterzeichneter klar, daß diese Entwicklung im Interesse der Volkswirtschaft nicht aufgehalten werden kann und darf, aber bedauerlich ist sie doch. Und es werden auch die „Naturschutzbestrebungen“ im großen und ganzen nichts daran ändern. Im einzelnen haben wir aber doch auch in der Bremer Umgebung etwas erreicht.

Im Anschluß an obiges erscheint mir auch noch ein Aufsatz wichtig, der in gewisser Beziehung das eben erwähnte ergänzt, und der ebenfalls von einem Botaniker stammt, den ich schon im Teil IV meiner Aufsätze erwähnt habe. Bekanntlich ist man neuerdings dazu übergegangen, nicht wie früher bei der Aufforstung mit Reinkulturen zu arbeiten, sondern forstliche Mischbestände zu schaffen, was gar nicht so einfach ist, da man hierbei auf die Bodenverhältnisse sehr stark Rücksicht nehmen muß. Hierüber schreibt Reinhold Tüxen im „Jahresbericht über die zweite Tagung des Deutschen Forstvereins, Gruppe Preußen-Nordwesten, zu Walsrode im Oktober 1935, und zwar unter dem Titel: „Forstwirtschaft und Pflanzensoziologie“. Ich gebe einige Sätze aus seiner Arbeit wieder: „Weil die Pflanzengesellschaften (im Sinne von Braun-Blanquet) auf alle natürlichen und wirtschaftlichen (anthropogenen) Einflüsse im Laufe der Jahreszeiten, der Jahre und Jahrzehnte als Zeiger antworten, kann kein anderes Mittel eine umfassendere Ganzheitsbetrachtung der Pflanzendecke, also auch der Waldgesellschaften liefern, als die synthetische Pflanzensoziologie. Erst bei völliger Vertrautheit mit dem Gefüge der Assoziationen, ihrer Verbreitung, ihrer Genese und ihren allgemeinen

synökologischen Beziehungen zu den Umweltsbedingungen wird es ebensowohl möglich, einzelne dieser Faktoren — in zu verallgemeinernder Weise — zahlenmäßig (quantitativ) in Jahreskurven festzulegen, als andererseits auch wirtschaftliche Versuche auf einer allgemein gültigen Grundlage und innerhalb der gleichen natürlichen Assoziation auf alle ihre Bestände und Fundorte übertragbar durchzuführen. — Die bisherigen forstlichen Beschreibungen der „Bodenflora“ („Beerkraut“, „Oxalis“, „Süßgräser“, „Moostyp“, „Begrünung“ usw.) reichen für das Ansprechen der natürlichen Pflanzengesellschaften in unserem Sinne meistens nicht aus.“ — Tüxen verlangt die Anlage von Assoziationstabellen, die auf Grund zahlreicher soziologischer Aufnahmen normaler charakteristischer Bestände gewonnen sind. Er verlangt Kenntnis der Vegetationskarten und er äußert sich zum Schluß folgendermaßen: „Dieses Ziel wird nur dann zu erreichen sein, wenn sich der angehende Forstmann nicht nur eine gründliche Artenkenntnis der höheren und niederen Pflanzen aneignen kann, sondern wenn ihm darüber hinaus auch Begriffe und Methoden, ebenso wie die Ergebnisse der Pflanzensoziologie und die Beziehungen zwischen den Assoziationen und Bodentypen, und zwischen diesen und dem Klima aus eigener Anschauung vertraut geworden sind.“

In einem Aufsatze: „Zur Neuordnung des biologischen Unterrichtes“, von Fr. Eggers, Kiel, in der Monatsschrift des Deutschen Biologenverbandes „Der Biologe“, V, 1936, p. 436—437, werden folgende für unsere Frage sehr wichtige Äußerungen getan: „Der Umfang der biologischen Wissenschaft hat heute ein solches Ausmaß gewonnen, daß weder der Zoologe noch der Botaniker sein Fach nach allen Richtungen einigermaßen beherrschen kann, geschweige denn der Student das Gesamtgebiet der Biologie neben dem der Chemie oder der Mathematik, wie das heute verlangt wird. Und damit stehen wir vor der Frage: Was sollen wir unseren Studenten, die Lehrer an höheren Schulen werden wollen, geben? Sollen wir sie mit den modernsten Problemen bekannt machen, sollen wir vergleichende Anatomie, wie früher, in den Vordergrund stellen, die schließlich Voraussetzung für jede weitere Forschung ist, oder sollen wir einfach fragen, was der Oberlehrer später unterrichten soll und ihm diesen Stoff an die Hand geben? Die Antwort hierauf ist nicht einfach. Tatsächlich ist die häufige Klage des jungen Referendars, der eben sein Staatsexamen gemacht, berechtigt — er müsse jetzt erst beginnen, sich das anzueignen, was er später unterrichten soll: Nämlich die Kenntnis einheimischer Tiere und deren Lebensweise, Anatomie und Physiologie des Menschen, sowie Rassenkunde und Eugenik. Das hat er auf der Hochschule nicht oder nur unzureichend gehört. — Sicher wäre das beste, wenn wir von unseren Studenten verlangen könnten, daß sie einen gewissen Grundstock der Kenntnis von Tier und Pflanzen von der Schule her mit-

brächten. Diese sehr berechtigte Forderung kann nicht erhoben werden, weil zur Zeit für Biologie an den höheren Schulen viel zu wenig Schulstunden vorliegen und der Unterricht überdies oft von Unkundigen geleitet wird. Selbst bei gutem Willen kann diese Lücke später nicht an der Hochschule ausgefüllt werden; in den wenigen Studienjahren an der Hochschule besteht keine Möglichkeit, den Unterricht auf die primitivsten Dinge der Biologie auszudehnen. Zudem ist die Aufnahmefähigkeit und -bereitschaft für die große Mannigfaltigkeit der einheimischen Pflanzen, Tiere und ihrer Lebensweisen gerade in den Kinderjahren am stärksten; es ist kaum möglich, hier Versäumtes später nachzuholen. Bei der heutigen Schulordnung lernt der Schüler diese Dinge nicht; er lernt sie meist auch nicht auf der Hochschule und damit wird er selbst zu einem Lehrer, der seine Schüler nicht in richtiger Naturbeobachtung zu unterweisen vermag. Was würde ein Hochschullehrer der Mathematik sagen, wenn er Studenten bekäme, denen die Anfangsgründe einfachen Rechnens nicht geläufig wären? In der Biologie ist solche Unkenntnis der Anfangsgründe des Faches durchaus die Regel. Was die Mathematik anbelangt, so wird der größte Teil des Schullehrstoffes im späteren Leben vergessen, weil er nie zur Anwendung gelangt. Biologische Kenntnisse würden bei jedem Spaziergang in Wald und Heide immer von neuem aufgefrischt werden und ihrem Träger eine Bereicherung des Lebensinhaltes geben, die er nie würde missen mögen. Um den Wert des Gegenstandes für das Leben hervorzuheben, bedarf es nicht speziell eines Vergleiches mit der Mathematik; man könnte manches andere Schulfach zum Vergleich heranziehen.“

Am meisten Freude hat mir aber eine Zuschrift gemacht, die ich kurz vor Abschluß meines diesjährigen Aufsatzes von einem jungen Dozenten der Botanik erhielt und die den Nagel auf den Kopf trifft.

„Man fordert von einem Wissenschaftler unserer Tage, daß er sich mit beiden Beinen und vollem Bewußtsein in dieser Welt bewegt, und man verlangt von jedem, daß er wenigstens ganz gewisse, große Zusammenhänge auch eines ausgeweiteten Faches zu überblicken vermag, genau so, wie man annimmt, daß er täglich seine Zeitung liest.“

Dementsprechend wundert sich niemand, wenn etwa die Juristen für die Besetzung eines Lehrstuhles für Strafrecht einen Strafrechtler vorschlagen und nicht einen Kirchenrechtler, der „doch auch“ ein Jurist ist. Kein ausgesprochener Chirurg erhält die Leitung einer Klinik für innere Krankheiten, weil er ja auch Mediziner ist, kein Germanist eine Professur für alte Sprachen und kein Orientalist etwa die Leitung eines Institutes für deutsche Volkskunde, nur mit der schönen Begründung, daß er ja schließlich auch einmal eine philosophische Vorbildung genossen habe!

Diese Dinge sind sehr einleuchtend, einfach zwingend, und mit gewaltiger Entrüstung (und vollem Recht) wäre schon vor der Jahrhundertwende ein jeder „erschlagen“ worden, der auch nur aneutungswise gewagt hätte, einen anderen, jeder gesunden Vernunft

widersprechenden Vorschlag zu vertreten. In diesen, beispielsweise ruhig ganz heterogen gewählten Gebieten ist eben alles, vom jüngsten Studenten bis zum Haupt der Fakultät (und noch höher hinauf) von vornherein von der Unmöglichkeit einer anderen Fachbesetzung überzeugt. Ein jedes der genannten Fächer stellt seit jeher eine anerkannt-abgeschlossene Disziplin dar, die selbstverständlich nur von einem ebenso anerkannten Fachmann vertreten werden kann.

In der Botanik scheinen leider nicht immer die Zeitungen so regelmäßig gelesen zu werden usw., als daß man frohen Herzens feststellen könnte, daß auch in ihr die so bedeutungsvolle Schwelle des 19. Jahrhunderts schon überall restlos überschritten wäre.

Von manchen (übrigens, bitte, der Vergleich hinkt in keiner Weise, denn auch in der Botanik stehen genau so wichtige Dinge auf dem Spiele wie in den anderen Gebieten) wird oft genug in geradezu unglaublich beschränkter Harmlosigkeit, wenn nicht in nahezu sträflicher Leichtfertigkeit der Satz vertreten: Hauptsache die Allgemeine Botanik, das Spezielle lernt man schon anderswo (vielleicht selbst, eventuell in der Praxis (!), vielleicht auch gar nicht recht). Nehmen wir immerhin an, man könnte sich unter gewissen Umständen vorläufig damit einverstanden erklären (etwa um eine gerade statthabende, mehr als geistreiche Diskussion nicht ihrer wesentlichsten Knalleffekte zu berauben), dann muß man von einem derartig eingestellten Menschen konsequenterweise aber auch im gleichen Zuge die Forderung verlangen: Chirurgie, innere Krankheiten, alles überflüssig; Hauptsache das „Allgemeine“, die Anatomie, Physiologie usw.; das sind die Grundlagen! Organische Chemie? Wozu? Die allgemeinen Tatsachen lehrt ja doch schon die anorganische! Greuliche Übertreibung? Leider nein, denn ganz zwangsläufige Logik, also bitterer Ernst.

Aber wozu diese Ausführungen? Nun genau so wie in der Medizin die großen Teilgebiete lebensnotwendig nebeneinander, aber jedes für sich selbstständig vertreten sein müssen, eine brauchbare Chemie nicht ohne eine gleichmäßige Behandlung zumindest der organischen und anorganischen Sparte denkbar ist, genau so müssen auch beide Teilgebiete der Botanik durch selbstständige Lehrstühle vertreten sein. Es gibt keinen Mediziner, Chemiker, Theologen oder Historiker, der heute alle Teilgebiete gleichmäßig zu überblicken, geschweige denn vollwertig in Lehre und Forschung zu vertreten vermag (und das kann er nur, wenn er sie beherrscht). Es gibt aber auch keinen allwissenden Botaniker, so daß schon aus diesem bedauerlichen Grunde eine Zweiteilung des Lehrgebietes in „allgemeine“ und „spezielle“ Botanik unmöglich notwendig ist. Selbstverständlich kann es sich hierbei nur um eine völlig gleichberechtigte Vertretung der beiden Teilgebiete handeln, genau so wie sie z. B. die organische neben der anorganischen Chemie oder die althistorischen Fächer neben den neusprachlichen genießen.

Im übrigen sind genaue Belege dafür, warum ganz zwangsläufig beide Gebiete vertreten sein müssen, von Ihnen schon so oft und so ausführlich dargelegt worden, daß ich hierzu wohl kaum etwas

Neues bringen kann. Mir kam es nur darauf an, einmal zu zeigen, wie entsetzlich beschränkt eine überspitzt-einseitige Betonung der „allgemeinen“ Botanik sich ausnimmt, wenn man sie der ruhigen Konsequenz anderer „Fakultäten“ gegenüberstellt! Ich habe mich, wenn so etwas im größeren Kreise geschah, immer geschämt — aber dann kräftig opponiert. Nur eines möchte ich hervorheben: man trifft zuweilen auf die sonderbare Vorstellung, daß es „ein Ding der Unmöglichkeit“ sei, auf den sogenannten kleinen Universitäten „spezielle“ Botanik, d. h. etwa Systematik oder Pflanzengeographie, zu treiben, denn diese Gebiete bedürften einer sehr umfangreichen Apparatur. Weit gefehlt; die Ansicht läßt vermuten, daß dem Vertreter noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, daß man Pflanzen wie Bücher entleihen kann, daß dieser Vorgang durch die längst vorhandene Eisenbahn usw. sehr beschleunigt werden kann, daß es für schwer zu entleihende Literatur so etwas wie eine Photokopie gibt usw. Im übrigen wird bzw. wurde denn z. B. in München, Hamburg, Breslau oder Göttingen nicht auch Erhebliches für die sogenannte spezielle Botanik geleistet auch ohne einen riesigen Apparat?*) Es sind ja auch nicht alle chemischen Institute in der Lage, gleich voluminöse Untersuchungen anzustellen, und trotzdem wagt wohl keiner zu behaupten, daß an den „Kleinen“ nichts geleistet wird!“

Ähnlich erfreulich äußert sich ein Mediziner. In der Zeitschrift „Der Junge Arzt“, Zeitschrift der deutschen Mediziner, amtliches Organ der deutschen Studentenschaft, schreibt nämlich cand. med. Jochen Köhn unter dem Titel: „Wie steht es mit der Botanik?“ folgendes: „Es wäre zunächst darauf hinzuweisen, daß viele Ärzte und eine ganze Anzahl unserer akademischen Lehrer die Ansicht vertreten, daß in vielen Fällen die pflanzliche Droge dem synthetischen Arzneistoff therapeutisch — wenn auch nicht im Tierversuch! — überlegen ist. — Schon aus diesen Gründen erscheint mir wichtig, daß in Zukunft der Arzt mehr als bisher sein Augenmerk auf die Anwendung pflanzlicher und aus Pflanzen hergestellter Arzneimittel richten sollte. Außerdem nötigt ihn die noch immer in weitesten Volkskreisen herrschende wirtschaftliche Not zu möglichst billigen, d. h. wirtschaftlichen Verordnungen. Was liegt da nicht näher als die Anwendung unserer heimatischen Heilpflanzen, die in vielen Fällen ein teures, womöglich aus dem Ausland bezogenes Präparat zu ersetzen vermögen. — Wir sollen und wollen doch echte Volks- und Familienärzte werden. Erringen wir uns also das Vertrauen

*) Der Geldbedarf eines Institutes für Systematik und Pflanzengeographie dürfte übrigens kaum höher sein als der eines Institutes für allgemeine Botanik. Hierbei ist auch noch darauf zu achten, daß das „Inventar“ des erstgenannten Instituts, sowohl das Herbar wie auch die Bibliothek, nicht so schnell veraltet, sondern „wissenschaftlich“ einen bleibenden Wert darstellt, da sowohl Herbarpflanzen wie auch Monographien und Floren immer wieder zum Studium herangezogen werden können und sogar müssen. Wie steht es aber mit den kostspieligen physiologischen Apparaten und der recht umfangreichen Literatur? Beide veralten leider sehr schnell!

F e d d e .

des Volkes, indem wir dazu übergehen, statt unzählige teure Präparate mit hochtrabenden Namen zu verschreiben, nunmehr überall, wo es mit den Kenntnissen und Erfahrungen unserer Wissenschaft in Einklang steht, mit dem zu helfen, was uns die unerschöpfliche Natur selbst in die Hand gibt. — Lieber Kollege, wenn Du nun Dein Staatsexamen hinter Dir hast, Dich der paar Ferientage freust und draußen in der Natur Deinen Kopf auslüfstest, dann gehe einmal durch Wald und Feld und prüfe Deine botanischen Kenntnisse. — In der Schule mußtest Du die Zahl von Blumenkronblättern und Staubbeuteln auswendig lernen (— das trifft wohl heute sicher nicht mehr ganz zu! Die Schriftleitung. —), im Physikum wußtest Du Bescheid über Photosynthese, über Chemotaxis und Haptotropismus, im Staatsexamen wußtest Du Treffliches zu sagen über *Fol. uvae ursi* und Hexamethylentetramin — aber Du kennst keine 20 Heilkräuter, die in Deiner Heimat blühen! — Deshalb sei unsere Forderung zur Studienreform: „Im Vorphysikum berücksichtige der prüfende Ordinarius der Botanik besonders die Kenntnis der wichtigsten Heilpflanzen unseres Vaterlandes!“

Hierzu schreibt Prof. Lehmann, Tübingen, in „Der Biologe“ IV (1935) 298, dem ich diese Zeilen entnehme, folgendes: „Der Botaniker freut sich über eine solche Stimme aus dem Kreise der jungen Mediziner. An uns Botanikern soll es nicht fehlen; hoffen wir, daß recht viele angehende Mediziner uns auf unserem Wege zum Studium der heimischen Pflanzenwelt auch in der Tat folgen!“

Es ist ganz interessant festzustellen, wie die Verhältnisse bei einem verwandten Fache liegen, nämlich bei den Gärtnern. Hier scheint die Sache, wenn auch ähnlich, so doch etwas verschoben zu sein, und zwar merkwürdigerweise zugunsten der Morphologie und Systematik und zu ungünsten der Pflanzengeographie und Ökologie. Im folgenden handelt es sich darum festzustellen, ob es zweckmäßig ist, jungen Gärtnern pflanzengeographisch-ökologische Aufsätze über die heimische Flora und deren Zusammensetzung zu bringen. Hierzu wird aus gärtnerischen Kreisen geschrieben, daß man schon einen solchen Versuch, d. h. mit einer pflanzenökologischen Arbeit gemacht, leider aber allgemeine Ablehnung gefunden habe. „Die jungen Leute haben zu wenig Möglichkeit, mit der heimischen Flora bekannt zu werden, weil ihnen — selbst bei etwaigen Exkursionen — die Anleitung und im großen und ganzen gesehen auch die dazu nötige Zeit fehlt. Außerdem können sie die beim Studium der heimischen Flora evtl. gewonnenen Kenntnisse zu wenig in ihrem Beruf verwenden, so daß sie für alle die, die nicht von Haus aus dafür eine Neigung haben, — und leider sind diese nur sehr selten! — nur eine Belastung des Gedächtnisses darstellt.“ Es wird im Gegensatz dazu vorgeschlagen, lieber „solche Gebiete der Erde pflanzengeographisch zu behandeln, die die Heimat vieler Kulturpflanzen darstellen und bei deren Schilderung — besonders in klimatischer Hinsicht und in bezug auf die dortigen

Pflanzengemeinschaften — den jungen Gärtnern verständlich wird, warum diese Pflanzen solche Pflegemaßnahmen erfordern und jene ganz entgegengesetzte. Wir denken hier z. B. an die Kapflora, aus der so viele gärtnerische Kulturpflanzen stammen.“ Es wird dann bedauert, daß die Gärtner für die einheimische Flora im allgemeinen so wenig interessiert sind; dies sei aber verständlich, wenn man bedenkt, wie wenig der Gärtner, abgesehen von Gartengestaltern, im Berufe damit zu tun hat. Natürlich ist es gut, wenn den Gärtnern, besonders solchen, die sich mit Kulturen ausländischer Pflanzen beschäftigen, in ökologischen Schilderungen klar gemacht wird, warum diese oder jene Pflegemaßnahme erforderlich ist. Es scheint mir aber dazu doch notwendig zu sein, daß man zunächst die Grundlagen der Ökologie am Studium der heimischen Pflanzenwelt kennenlernen.

Natürlich haben derartige Ansichten auch die Gegenpartei ins Feld gerufen, und es wird mir aus Dozentenkreisen der Landwirtschaftlichen Hochschule folgendes dagegen geschrieben: „. . . Der Vorwurf, daß unsere Gartenbaustudierenden zu wenig Gelegenheit hätten, sich mit der einheimischen Flora vertraut zu machen, mag vielleicht für einige wenige Gartenbauschulen zutreffen. Für die Studierenden an der ehemaligen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, jetzt landwirtschaftliche Abteilung der landwirtschaftlich-tierärztlichen Fakultät der Universität, besteht die Möglichkeit zur Teilnahme an eignen für sie durchgeführten Exkursionen. Hier werden seit sieben Semestern sowohl im Sommer wie im Winter regelmäßig botanische Lehrausflüge — etwa fünf bis sieben jedes Semester — unternommen, die auch eine starke Beteiligung aufweisen. Außerdem werden im Sommer größere Fahrten unternommen, die bisher Vorpommern mit dem Darß, Ostpreußen, das Riesengebirge, den Böhmerwald und die Umgebung von Regensburg zum Ziele hatten. Auch an diesen Fahrten war die Beteiligung sehr rege. — Es wird auch kaum gesagt werden können, daß die Studierenden die auf den Exkursionen erworbenen Kenntnisse später in ihrem Beruf nicht verwenden könnten. Wir haben stets versucht, auf unseren Fahrten die wichtigsten ökologischen Züge einer Landschaft herauszuarbeiten und sind möglichst auch auf Fragen der Urlandschaftsforschung eingegangen. Das sind Fragen, die schließlich nicht nur für den Gartenbau, sondern auch für den Gartengestalter und für den Landschaftsgestalter von der größten Bedeutung sein dürften, jedenfalls aber kaum „eine Belastung des Gedächtnisses darstellen“.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Repertorium specierum novarum regni vegetabilis](#)

Jahr/Year: 1937

Band/Volume: [BH_91](#)

Autor(en)/Author(s): Fedde Friedrich

Artikel/Article: [Ueber die Ursache des Rtickganges der systematischen
Botanik und der pflanzengeographischen Forschungen in Deutschland. V.
125-134](#)